

In ihrem Debütroman »Schrödingers Grrrl« erzählt Marlen Hobrack die Geschichte von Mara Wolf – Schulabbrecherin, Anfang zwanzig, depressiv, arbeitslos in Dresden. Ihren Alltag füllt sie mit Instagram, Dating und Online-Shopping.

In einer Bar lernt Mara den PR-Agenten Hanno kennen, der von ihr und ihrem schrägen White-Trash-Auftreten begeistert ist. Er engagiert sie für eine Party und überredet sie, sich als Romanautorin auszugeben. Den Roman geschrieben hat ein alter weißer Mann, der genauso wie Hanno und sein Lektor nicht glaubt, dass er sich unter seinem Namen verkauft. Die drei Männer schmieden einen Plan für einen großen literarischen Erfolg, auf den sich Mara einlässt.

»Schrödingers Grrrl« ist ein zeitgenössischer Entwicklungsroman, eine Hochstaplerin-wider-Willen-Studie, eine Geschichte über eine junge Frau, die keinen Platz in der Gesellschaft findet, weil sie gar nicht erst daran glaubt, einen beanspruchen zu können. Doch da gibt es die drei Heldinnen – ihre Mutter, ihre beste Freundin Charis und ihre Sachbearbeiterin Frau Kramer in der Arbeitsagentur, die sie nicht im Stich lassen.

Marlen Hobrack wurde 1986 in Bautzen geboren und lebt in Leipzig. Sie studierte Literatur-, Kultur- und Medienwissenschaften und arbeitete im Anschluss für eine Unternehmensberatung. Seit 2016 schreibt sie hauptberuflich für diverse Zeitungen und Magazine, u. a. den Freitag, taz, Die Zeit, Die Welt und Monopol. 2022 ist ihr Sachbuch »Klassenbeste. Wie Herkunft unsere Gesellschaft spaltet« bei Hanser Berlin erschienen.

MARLEN HOBRACK

SCHRÖDINGERS GRRRL

ROMAN

VERBRECHER VERLAG

Für Herrn Wolf

Erste Auflage

© Verbrecher Verlag 2023

www.verbrecherei.de

Satz: Christian Walter

Druck: CPI Clausen & Bosse, Leck

ISBN 978-3-95732-549-5

Printed in Germany

Der Verlag dankt Johanna Barrett
und Sylvana Brauer.

»Rätselhaft muß man nicht allein ändern sein,
sondern auch sich selbst.«

Søren Kierkegaard, »Entweder - Oder«

»Jeder Satz, jede Äußerung, das Vokabular, die
Interpunktion und die Tippfehler, die bevorzugten
rhetorischen Figuren und besonders betonten
grammatischen Funktionen kennzeichnen diese
Persona. Diese Persona ist eine Textpersona. »Ich.««

Holger Schulze, »Ubiquitäre Literatur«

DAS PROBLEM liegt im Innern, gleich hinter der Tür. Sobald man sie
öffnet, gelangen unschöne Dinge zum Vorschein. Der Briefkasten ist
eine Blackbox. Wie Schrödingers Giftbox, in der die Katze sitzt und
bevor man die Box öffnet, kann man nicht wissen, ob die Katze tot
oder nicht-tot ist.

Bis zum Öffnen ihres Briefkastens war auch Mara erledigt und nicht-
erledigt. Erledigt für den Fall, dass Mahnungen und Rechnungen auf
sie warteten. Nicht-erledigt für den Fall, dass sie ausgeblieben waren.
Bis zum Öffnen der Box starb sie tausend Tode, nicht nur einen wie
die Katze. Augen zu und durch. Mara rammte den Schlüssel ins
Schloss. Der Gegendruck verriet ihr, dass der Briefkasten bis zum Bers-
ten gefüllt war. Kasten auf. In einem sonderbaren Anfall Mutes öffnete
sie die Umschläge. Darin eine Ausfallrechnung ihrer Zahnärztin in
Höhe von 50 Euro. Weil sie sich nicht dazu hatte durchringen können,
den Termin abzusagen. Amazon Prime. GEZ. Zalando. H&M. Monki.
Zara. Alles Zahlungserinnerungen. Erste Mahnung, zweite Mahnung.
Letzte Mahnung. Sie drückte das Briefkastentürchen fest zu. Solange
es geschlossen blieb, war sie pleite und nicht-pleite.

Weitergehen. Es musste ja weitergehen. Auch Mara musste weiter
zu ihrem monatlichen Termin bei Frau Kramer, ihrer Sachbearbeiterin
beim Arbeitsamt, um die immer gleichen Fragen zu beantworten.

Frau Wolf, wie geht es Ihnen?

Frau Wolf, wann werden Sie arbeiten können?

Frau Wolf, wie soll es weitergehen?

Das waren sicher wichtige Fragen. Mara vermied es, sie zu stellen. Frau Kramers »Einladung«, die keine war, weil man sie nicht nicht-annehmen konnte, strahlte eine größere Dringlichkeit aus als üblich. Ihr Brief erinnerte Mara höflich daran, dass sie ein Attest ihrer Ärztin benötigte, um weiterhin Leistungen vom Jobcenter beziehen zu können, »ohne sich aktiv um Arbeit zu bemühen«. Ein Attest hatte sie nicht; den Termin bei ihrer Ärztin hatte sie vergessen, womöglich bewusst verdrängt. Wer konnte das so genau sagen? Eine ganze Weile schon hatte sie Dinge, die unbedingt erledigt werden mussten, nicht mehr erledigen können. Ihr Leben, ein tägliches Scheitern.

Heute würde sie nicht scheitern. Mara bestieg den Bus zum Amt. Das Arbeitsamt, ein 90er-Jahre-Bau mit türkisblauen Fenstern, lag in unmittelbarer Nähe der Altstadt und gehörte doch einem Paralleluniversum an. Die Prager Straße, auf der Massen von Menschen Mode-, Hi-Fi- und Handytrends shoppten, war zur unsichtbaren Grenze zwischen ihr und der anderen Welt geworden. Menschen wie sie stiegen nicht an der Prager aus. Fürs Shopping nicht liquide genug, blieben sie sitzen, fuhren weiter zum Amt, hinter dem – nur eine Haltestelle markierte die unüberbrückbare Differenz – der Uni-Campus lag.

Die Fahrgäste, die nach dem Halt an der Prager Straße im Bus verblieben, gehörten zwei Gruppen an: Studenten und Jobcenter-Kunden. Natürlich waren die jüngeren Passagiere Studenten, auch wenn es Ausnahmen gab, wie den grauhaarigen Mann um die Fünfzig, den Mara seit einigen Monaten regelmäßig morgens im Bus beobachtete. Stets lag ein Buch oder ein umfangreicher Aktenordner auf seiner Ledertasche, und er studierte sie so aufmerksam, als hinge sein ganzes weiteres Leben davon ab. Den gewaltigen Ordner trug er für gewöhnlich unter den Arm geklemmt. Nicht wie ein Bürokrat, der sich an seine Akten klammerte; der Mann trug seinen Ordner wie eine Bürde. Seinen Gesprächen mit den jüngeren Männern hatte Mara entnommen, dass er Kunstgeschichte studierte, wobei die Männer unter heftigem Augenzwinkern betont hatten, dass man gemeinsam »auf Arbeitslosigkeit« studiere. Dabei hatten sie gelacht.

Die anderen Männer seines Alters waren Jobcenter-Kunden. Leicht zu erkennen an den Blousonjacken, die sie seit den frühen 90er Jahren trugen, als sie zum ersten Mal »in« gewesen waren. Sie wirkten abgetragen. Wie die Lederslippers an ihren Füßen, die jedoch geputzt und poliert waren. Eine Frage der Würde. Diese Männer waren einmal, in einer fernen Vergangenheit, in einer für sie womöglich besseren Welt, unbedeutende Angestellte eines unbedeutenden Unternehmens gewesen, das ihrem Leben – wo schon keinen Sinn – so doch wenigstens Halt gegeben hatte. Diese Männer lechzten nach Struktur und dem Gefühl, dass es einen Unterschied machte, ob sie sich morgens aus dem Bett quälten und ihr lichter werdendes Haar mit Kämmen, die sie in die Brusttaschen ihrer Hemden aus knitterfreier Synthetik stopften, zurückkämmten, als könne ihr geordnetes Haupthaar ihnen die Würde zurückgeben, die ihnen ein indifferenter Arbeitsmarkt genommen hatte.

Man musste kein Einstein sein, um zu erkennen, dass die rundlichen Mütter mit ein bis drei Kindern, die sie in viel zu kleine Kinderwägen gestopft und mit Prinzenrolle, Saftfläschchen und kontinuierlicher Handyvideoversorgung bei Laune hielten, in die Kategorie Jobcenter gehörten. Mara wünschte sich, dass sie ihre Klischees widerlegten, vielleicht um den Zynismus, der ihr über die Jahre der Kundschaft beim Amt zur zweiten Natur geworden war, zu mildern. Aber sie stiegen doch jedes Mal am Arbeitsamt aus, sie drängten sich doch jedes Mal zuerst zur Tür, wobei sie den Rentnerinnen mit Rollatoren und den Blousonjackenmännern mit ihren überladenen Kindertransportern in die Hacken fuhren, was sie grundsätzlich nicht bemerkten, weil ihre Aufmerksamkeit den zwischen Schulter und Kinn geklemmten Handys galt.

Ausnahmsweise fielen auch junge Männer in die Kategorie Jobcenter. Wenn sie nicht gerade Sneakers aus der jüngsten Kollektion eines US-Hip-Hoppers oder hautenge, sich dicht unter ihre flachen Hintern schmiegende stonewashed Jeans trugen, waren sie ganz sicher Abiturienten, die in ihren Wartesemestern Hartz IV beantragten, damit

das Amt ihre Krankenversicherung übernahm. Um nicht in unsinnige Maßnahmen geschoben zu werden, hatten sie sich Nebenjobs in irgendeiner IT-Bude gesichert, in der sie wahlweise als Klickschweine oder SEO-Texter arbeiteten. Jedenfalls glaubte das Mara.

Nur eine Gruppe war über jeden Zweifel erhaben. Alle jungen Frauen blieben sitzen, wenn der Halt »Arbeitsamt« ausgerufen wurde. Alle, bis auf Mara. Vielleicht lag es daran, dass diese jungen Frauen strebsamer waren, dass sie sich niemals die Blöße geben würden, zum Arbeitsamt zu gehen, auch nicht zur Überbrückung der Zeit zwischen Einser-Abitur und Medizinstudienbeginn. Vielleicht gerieten sie gar nicht erst in die Situation, irgendetwas überbrücken zu müssen, weil sie ständig zu tun hatten mit ihren Praktika auf Pferdegestüten oder in Kleintierarztpraxen oder ihren Work-and-Travel-Trips nach Neuseeland, ganz zum Missvergnügen ihrer besorgten Eltern, die keineswegs wünschten, dass ihre Töchter in Neuseeland Schafe hüteten und dabei mit irgendeinem sonnengegerbten Kiwi Zärtlichkeiten gegen Filzläuse tauschten. Aber wie läse sich denn ein Curriculum Vitae ohne nennenswerte Arbeitserfahrung im Ausland? Vielleicht waren die jungen Frauen angestellt in den Firmen ihrer Väter, in denen schon ihre Mütter als Angestellte, bisweilen auch als Inhaberinnen firmierten, je nachdem, ob man in der Ehe Gütertrennung vereinbart hatte oder nicht, je nachdem auch, wer mit mehr Geld und somit mehr schützenswertem Kapital in die Ehe gegangen war. Vielleicht arbeiteten sie auch als Live-Speakerinnen in einem Mittelmaßmuseum, das in den Ferien adrett gekleidete Frauen engagierte, um Kunst zu vermitteln, und in dem sie schon seit ihrem 16. Lebensjahr zu den »jungen Freunden« gehörten, weswegen sie einmal monatlich zu den im Museum stattfindenden Partys eingeladen wurden, wo es zwar nicht wirklich Grandioses, aber immerhin Koks gab, das sie mit den gut aussehenden Studenten aus bestem Hause von Mülltonnendeckeln schnieften.

Mara war neidisch. Weil sie ihnen ansah, dass es keinen Gram und Schmerz in ihrem Leben gab, einmal abgesehen von der gelegentlichen

Magersucht Schrägstrich Bulimie Schrägstrich nicht näher zu bestimmenden Essstörung, die eigentlich in keinem Lebenslauf einer Mittelschichtsfrau, die etwas auf sich hielt, fehlen durfte. Vielleicht könnten sie eines Tages ein Buch darüber schreiben. Jedenfalls würde sich eine überwundene Essstörung gut auf ihren Instagram-Accounts machen, wenn sie beim Yoga an einem balinesischen Strand fotografiert davon kündeten, dass sie ihre Mitte gefunden hatten. Ihre Mitte! Jetzt waren sie wunschlos glücklich mit etwas Yoga, einem Sellerie-Smoothie in ihrer Hand und dem Strandoutfit, das aus 100 Prozent Organic Baumwolle von einheimischen Näherinnen gefertigt wurde. *Link in Bio! Get a 25 % discount with Sarina25.*

Im Bus nahm ein Mann neben Mara Platz. Er roch nach kaltem Zigarettenrauch und billigem Herrendeospray. *Axe, #yougotsomething*. Was hatte Mara? Ohne Schulabschluss wurde sie von einer Maßnahme in die nächste geschoben, immer mit dem Ziel, sie dazu zu animieren, endlich einen Abschluss zu machen. Doch nach dem Abschluss würde die Qual mit den Qualifikationsmaßnahmen weitergehen. Dann sollte man »jobfit« gemacht werden, was bedeutete, dass man morgendliche Körperpflege und das Bügeln von Blusen fürs Vorstellungsgespräch trainierte. Hatte man das bewältigt, drohte die nächste Maßnahme. Dort lernte man, wie man einen Computer hochfuhr, dessen Hardware schon 1999 veraltet war. Zum Glück war Mara krank. Krank genug, um den Maßnahmen entgehen zu können.

»Bitte mal aus dem Türbereich treten! Aus dem Türbereich!«, schrie der Busfahrer, weil die Mitfahrenden nicht einsehen wollten, dass der Bus sein Fassungsvermögen für gescheiterte Existenzen überschritten hatte. Vereinzelt schüttelten Rentnerinnen ihre mit Haarlack verklebten Köpfe.

»Junge Frau, darf ich mal?«

»Ich muss auch raus.«

Ein Moment des gegenseitigen Erkennens.

Die Bustür öffnete sich seufzend. Die Menschentraube vor der Tür geriet ins Stolpern, Fußspitze an Vorgängerhacke trippelten die Passagiere auf den makellosen Straßenasphalt hinaus.

Das Amt betrat man durch eine Drehtür. Rein und nicht-rein, wenn man nicht aufpasste, kam man nie wieder raus. Mara begrüßte den Security-Mann – er trug eine schwarze Bomberjacke, schwarze Armeehosen mit Taschen auf Oberschenkelhöhe, Dickies-Schuhe und einen millimeterkurzen Haircut – am Fahrstuhl mit »Guten Morgen, Chef!«, obwohl es bereits Mittag war, und wartete auf sein empörtes Schimpfen. Es blieb nicht aus.

Im Fahrstuhl traf Mara auf ihr Spiegelbild. Ihre Haut sah fahl und blass aus, was nicht nur an der blauen Fahrstuhlbeleuchtung lag. Erledigt oder nicht-erledigt, ihr Spiegelbild hatte sich längst entschieden.

Vierte Etage, Mara folgte den Schildern, die sie zu Zimmer 4.03 und Frau Kramer führen sollten. Zu Zimmer 4.10 bis 4.20 ging es rechts entlang, aber wo lag Zimmer 4.03? Das Schild, das die Zimmer 4.01 bis 4.09 auswies, lag umgekippt auf dem Boden. Links oder geradeaus? Mara drehte sich im Kreis. Jede Tür sah gleich aus, aber in manchen Gängen saßen Männer in dicken Anoraks und wippten nervös mit ihren Aldi-Sportschuhen.

Endlich hatte auch sie ihren Platz gefunden. Vor ihr wartete eine junge Frau mit Kinderwagen. Die Frau, die beinahe noch ein Mädchen war, ließ das Gefährt mechanisch auf und ab wippen. Sie betrachteten einander. Kein Erkennen, nur Fremdheit. Mara ließ sich auf den Stuhl neben ihr fallen. Das Warten war das Schlimmste. Erledigt erledigt erledigt erledigt erledigt erledigt.

Ein dumpfes »Herein!«

Frau Kramer betrachtete Mara.

PAUL, ICH HÄTTE wissen müssen, dass Geschichten, die mit überfüllten Briefkästen und hervorquellenden Rechnungen beginnen, niemals gut enden. Vielleicht bin ich die Königin der Selbsttäuschung? In meinem Kopf spiele ich unsere erste Begegnung immer wieder durch. Ich erinnere mich an jedes Detail, als wäre es gestern gewesen; jede Erinnerung macht unsere Geschichte lebendiger.

Jetzt bist du fort. Früher rissen Menschen ihre Expartner aus gemeinsamen Bildern. Heute löschen wir Menschen aus unseren Accounts. Vorsichtshalber schaue ich deinen Instagram-Feed durch. Du bist noch da. Du hast dir nicht die Mühe gemacht, mich zu blockieren. Die Zeiten der Blockade sind vorbei, für dich bin ich gestorben.

Ich scrolle deine History rückwärts durch. Keine Spuren von mir, nirgends. *Pics or it didn't happen*. Als hätte es uns als Wir nie gegeben. Als hätte ich für dich nie existiert. Auch in meiner Timeline gibt es keine Bilder von dir. Du bist abwesend, fort und doch da, denn die Bilder, die mich zeigen, nahm ich nur für dich auf.

Der 15.11.2017 war der Wendepunkt. »An diesem Tag«, sagt Facebook, traf ich dich zum ersten Mal. Das Bild in meiner Timeline zeigt einen übervollen Esstisch, darauf leere Bier- und Colaflaschen, Kirschlikör, Chips und Sandwiches. Im Aschenbecher am Bildrand qualmt eine Zigarette. Mit diesem Datum begann eine neue Zeitrechnung.

Für einen Moment kann ich die Regeln der Physik auf meiner Timeline außer Kraft setzen. Ich kann die Zeit vor- und zurückdrehen, nachträglich auslöschen, was nicht mehr gefällt oder nie geliebt wurde. Und wenn doch etwas schiefgeht und ich erledigt bin, beginne ich einfach von vorn. *Eine neue Liebe ist wie ein neues Leben*. Notfalls tut es auch ein neuer Account.

Für dich bin ich so tot, wie Hanno es für mich ist. Hanno und seine »Wahnsinnsidee«. »Das ist der Wahnsinn«, hatte er gesagt, »das wird ein Knaller«. Und als der Knall kam, wollte er von dem Wahnsinn nichts mehr wissen. Jetzt steht mein Name in den Zeitungen,

nicht seiner. »Die Hochstaplerin« titeln sie. »Eine neue Felix Krull«. Dabei will ich nur die alte Mara sein.

Der Hass trifft mich in Wellen. Benachrichtigungstöne, ununterbrochen. »Du Betrügerin. Schämst du dich nicht. Schämst du dich nicht?!!!« Mein Leben hat mich mit Scham imprägniert, doch diese Scham ist neu. Ich habe Menschen hintergangen, getäuscht, belogen. Menschen, die ehrliches Mitgefühl für mich hegten.

Irgendwann wird der Shitstorm vorübergehen. Man muss nur den Kopf einziehen, sich wegducken, notfalls alle Apps deinstallieren. Die Meute wird weiterziehen, wenn sich ein neuer, interessanterer Fall auftut. Die Zeitungen haben genug Kommentarspalten mit meinem Fall gefüllt. Es wird einen neuen Anlass für Empörungen geben, einen neuen Fall, der 4000 Zeichen-Kommentare rechtfertigt. »Literaturwissenschaftlich betrachtet«, so prophezeite Hanno allerdings, werde mein Fall noch lange Stoff für Doktorarbeiten liefern.

All die Tweets und Facebook-Kommentare, die mich als »aufmerksamkeitsgeile Nutte« bezeichnen, kann ich ignorieren, sogar die Mails; nicht aber die Briefe. Gute alte Briefe, die, in kleiner Krakelschrift gekritzelt, meinen Namen und meine Adresse enthalten. Mich mit Mord bedrohen. Mir auseinandersetzen, warum ich so verkorkst bin. All das für eine Lüge?

Trotzdem, Paul, bringe ich es nicht über mich, meine Online-Spuren zu löschen. All die Bilder, mein Leben. *Pics or it didn't happen*. Ohne die Bilder wäre da nur die Irrelevanz eines Lebens, das aus Rechnungen und einem vollen Briefkasten besteht.

»WIE GEHT es Ihnen?«

Die schwierigen Fragen zuerst. Eben noch hatte Frau Kramer Mara gebeten, Platz zu nehmen. Nun saß Mara vor ihr und versuchte, die braun schimmernden Tränensäcke unter Frau Kramers Augen zu ignorieren. Vermutlich befand sich Frau Kramer selbst gerade in einer schwierigen Lage.

Sie spielten ihr übliches Spiel. Frau Kramer tat so, als könne sie sich an Mara und ihre Fallgeschichte erinnern. Und Mara tat so, als wolle sie wirklich auf Frau Kramers Hilfsangebote, hinter denen Strafandrohungen lauerten, eingehen.

»Naja, also, es geht schon«, antwortete Mara endlich auf Frau Kramers Frage.

»Ihre Problematik – also, die Depression, wie steht es dann damit? Haben Sie mir das neue Attest mitgebracht?«

»Also, das mit dem Attest«, stammelte sie. »Ich kam mal wieder nicht, Sie wissen schon, aus dem Bett, weil es mir so schlecht ging, und deswegen konnte ich nicht zum Arzt gehen und –«

Ihre Stimme erstarb.

Frau Kramer guckte mitleidig, antwortete jedoch mit der Konsequenz einer guten Mutter: »Aber wir brauchen schon etwas Offizielles, Frau Wolf, wirklich, das ist wichtig.«

Mara nickte eifrig. Schweiß brach ihr aus. Besuche bei Frau Kramer machten Mara nervös, weil sie glaubte, ihr eine kohärente Geschichte zu schulden. Warum hatte sie keinen Schulabschluss gemacht? Warum hatte sie den Schulbesuch verweigert? Mara fiel keine Antwort ein. Vielleicht irrte sich Mara, vielleicht wollte Frau Kramer gar keine kohärente Geschichte hören, vielleicht wollte sie nur ihren Job erledigen, der darin bestand, Biografien in Formulare zu zwingen. Eigentlich mochte Mara Frau Kramer, weil sie sich ihr gegenüber korrekt verhielt, und das war im Drehtürenkosmos keine Selbstverständlichkeit.

Maras Augen folgten Frau Kramers Händen, die in Jahrzehnten der Schreibtischtätigkeit eine traumwandlerische Sicherheit beim Zehnfingertastaturschreiben erworben hatten. So musste sie nicht auf die